

**Gottesdienst bis zum Umfallen:
In einer reformierten Kirche feiern
Eritreer ihr Dreifaltigkeitsfest.**

DOSSIER SEITEN 5-8



FOTO: DANIEL RITTS

reformiert.

saemann / BERN-JURA-SOLOTHURN

EVANGELISCH-
REFORMIERTE ZEITUNG FÜR
DIE DEUTSCHE UND
RÄTOROMANISCHE SCHWEIZ

NR. 10 | OKTOBER 2015
www.reformiert.info

INFOS AUS IHRER KIRCHGEMEINDE

> 2. BUND



Er setzte sich auf der ganzen Linie durch: der Berner Kirchendirektor Christoph Neuhaus in der Grossratsdebatte



FOTO: MARIUS SCHÄREN

PORTRÄT

Vom Glück der Äplerin

Elsbeth Lauber bewirtschaftet die Alp Golitschen an den steilen Hängen über Kandersteg. Sie erzählt vom Glück des Alpaufzugs und von den bangen Momenten vor der nun im Herbst anstehenden Rückkehr ins Tal. **SEITE 12**

KOMMENTAR

HANS HERRMANN ist «reformiert.»-Redaktor in Bern



Der Staat nimmt sich aus der Pflicht

BESCHLUSS. In einer säkularen Gesellschaft mag die bisher enge Verflechtung von Kirche und Staat im Kanton Bern unzeitgemäss wirken. Entsprechend hat der Grosse Rat an seiner letzten Session beschlossen, diese Liaison zu entflechten. **Gewichtigste Weichenstellung:** Die Pfarrpersonen sollen künftig nicht mehr zum Staatspersonal zählen, sondern kirchliche Angestellte sein.

LOGIK. Der Gedanke, der dahintersteckt, ist nachvollziehbar: Das Kernpersonal der Kirche gehört zur Kirche und soll auch von ihr verwaltet werden. Die Kirche gewinnt so an Unabhängigkeit und kann sich als «Gewissen der Gesellschaft» noch dezidiierter einbringen. In anderen Kantonen ist die Kirche ja auch schon mehr oder weniger vom Staat getrennt – und hat dadurch nichts an Glaubwürdigkeit eingebüsst.

RÜCKZUG. Trotzdem: Der Kanton Bern hat zu früh eine Tür zugeschlagen. Staatliches Religionspersonal, das aufgrund der Neutralität seines Dienstherrn für alle da zu sein hat, gewinnt in einer multi-religiösen Gesellschaft an Bedeutung. So gesehen, hätte sich der antiquiert wirkende Berner Weg zum zukunftssträchtigen Pioniermodell weiterentwickeln lassen – als aktiver Beitrag des Staats zum Religionsfrieden, den er in der Verfassung garantiert.

Über 500 Pfarrer zügeln zur Kirche

KANTON BERN/ Der Grosse Rat hat entschieden: Pfarrpersonen sollen Angestellte der Landeskirche werden. Nun wird das Kirchengesetz erneuert.

«Mit Befriedigung» habe er das Resultat zur Kenntnis genommen, sagte Andreas Zeller, Synodalratspräsident der reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn. Michael Graf hingegen, Präsident des Pfarrvereins, schwankte «zwischen sehr zufrieden und unglücklich». Diese Befindlichkeiten äusserten die beiden Kirchenmänner im Anschluss an die längste Debatte in der Septembersession des bernischen Grossen Rates: jener zum Bericht des Regierungsrates übers Verhältnis von Kirche und Staat. Mit der Kenntnisnahme des Berichts mit acht Leitsätzen beschloss das Parlament, dass Geistliche künftig keine Staats-, sondern Kirchenangestellte sein sollen. Eine Mehrheit verlangte die Präzisierung, dass die «Anforderungen an Geistliche im heutigen Umfang» mindestens erhalten bleiben müssen. Im Leitsatz, dass juristische Personen weiterhin Kirchensteuer bezahlen müssen, folgte der Grosse Rat der Regierung. Diese Steuer soll aber künftig zweckgebunden sein und nicht für kultische Zwecke eingesetzt werden.

WURSTELEI. Der Pfarrverein habe sein Hauptziel zwar nicht erreicht, erklärte Michael Graf: «Wir plädierten dafür, zuerst Strategien zu erarbeiten und erst bei der Kirchengesetzrevision zu entscheiden, welches Dienstverhältnis ideal ist.» In eine ähnliche Richtung hatte im Vorfeld der Debatte eine «unheilige Allianz» Diskussionen entfacht. Vier Grossräte von SVP, BDP, SP und Grünen wollten den Bericht zurückweisen und mit mehr Tiefe und Breite weiter ausarbeiten lassen. «Es ist keine Vision, kein Konzept, sondern einfach eine Wurstelei», begründete Matthias Burkhalter (SP) sein Engagement für die

Rückweisung. Der parteiübergreifende Antrag hatte aber ebenso wenig Chancen wie zwei andere, die in entgegengesetzte Richtungen gingen: Patric Bhend (SP) – unterstützt von den Grünliberalen – forderte unter anderem eine «klare Strategie» zur Trennung von Kirche und Staat, Thomas Knutti und Samuel Krähenbühl (SVP) wollten hingegen überhaupt nichts ändern.

WERTEDEBATTE. «Sehr zufrieden» zeigte sich Pfarrvereinspräsident Graf damit, dass überhaupt eine «so grosse Debatte» ausgelöst wurde: «Das Parlament diskutierte sehr differenziert, das Thema bekam in der Öffentlichkeit einen Drive – und allfällige Sparabsichten wurden gestrichen.» Synodalratspräsident Andreas Zeller sieht das auch als ein Verdienst der Landeskirchen: «Wir haben viel dafür getan, dass es keine Finanz-, sondern wirklich eine Wertedebatte wurde.» Auch dank einer dem Bericht zugrunde liegenden Studie über das Verhältnis von Kirche und Staat und die Leistungen der Kirche sei ins Bewusstsein gedungen, welche wichtige Bedeutung die Landeskirchen tatsächlich hätten.

Einig sind sich sowohl Regierungsrat und Kirchendirektor Christoph Neuhaus als auch Zeller und Graf: Jetzt beginnt die Knochenarbeit. «Wir werden uns bei der Kirchengesetzrevision einbringen und werden neue Arbeitgeber der über 500 Pfarrpersonen», sagt Andreas Zeller. Und, gibt Michael Graf zu bedenken, «innerkirchlich» müsse ebenfalls sehr viel geschehen. **MARIUS SCHÄREN**

Einen ausführlicheren Bericht und die acht verabschiedeten Leitsätze für die Kirchenreform finden Sie unter reformiert.info/kirchestaat

FLÜCHTLINGE

Wer ist hier willkommen?

Wie lautet die Antwort auf die Flüchtlingskrise aus theologischer Sicht? Pfarrerin Verena Mühlethaler und Pfarrer Peter Ruch im Streitgespräch über Nächstenliebe und Evangelium, Grenzen und Migration. **SEITE 3**



BILD: ISTOCKPHOTO

ÖKUMENE

Ein Segen für Getrennte

Eine Trennung oder Scheidung ist schwer zu verarbeiten. Nun soll eine ökumenische Segensfeier in Bern helfen, sich mit sich selbst zu versöhnen. Teilnehmerinnen loben: Das Angebot tue der verletzten Seele gut. **SEITE 2**

KIRCHGEMEINDEN

GEMEINDESEITE. Singen im Gospelchor, die Bibel entdecken im Abendkurs, am Altersausflug neue Menschen treffen. Die Kirche schafft Kontakte: Infos im zweiten Teil. **AB SEITE 13**

MEIN LEBEN
IM PFARRHAUSMONIKA AMSLER im
Pfarrhaus in HindelbankWas die Leute im
Pfarrhaus so alles
zu finden hoffen

WC. «Toilette? Toilette?» Wir sitzen am Mittagstisch, während eine uns unbekannte Dame in unserem Entree offenbar einen Ort der Erleichterung sucht. Es soll ja auch ein Ort der Erleichterung sein, so ein Pfarrhaus. Aber lieber nicht rund um die Uhr und auch nicht in jeder Hinsicht. Inzwischen schliessen wir die Tür ab, wenn grössere Anlässe in der Kirche stattfinden. Das erspart uns sowie jenen, die an der Türklinke hebeln, peinliche Momente. Dass es immer wieder Leute gibt, die bei uns einen öffentlichen Abort vermuten, könnte auch etwas mit unserer Klingel zu tun haben. Die schöne alte Ziehklänge sieht der Ziehpülung einer Toilette nämlich zum Verwechseln ähnlich.

HILFE. Wir sind mit vielen Vorsätzen ins Pfarrhaus eingezogen. Einer davon betraf die Bittsteller, die einzeln oder in Gruppen, einmalig, wiederkehrend oder gar regelmässig an der Pfarrhausglocke ziehen. Den Verzweifelten wollten wir nach Möglichkeit helfen, denen, die eine Arbeit rund ums Haus suchen, eine anbieten und die Frechen erziehen.

ALLTAG. Meistens sind die Umstände einer klaren Abschätzung der Sachlage jedoch ganz und gar nicht dienlich: Während der Einführung in das Problem dringt Rauch aus der Küche. Die Kinder benehmen sich wie im hölzernen Himmel. Ein Kind ohne Kompetenzen im Verkehr rennt zwischen meinen Beinen hindurch in Richtung Strasse davon. Die «Bittebleiben-Sie-am-Apparat»-Melodie eines Grosskonzerns hatte just eine Minute vorher endlich aufgehört zu spielen. Gleichzeitig mit den Bittstellern trifft erwarteter Besuch ein, der erstere für gute Freunde von mir hält. Dies nur eine Auswahl.

FREI. Als erstmals ein Mann klingelte, der offensichtlich Arbeit suchte, war es ausnahmsweise aussergewöhnlich ruhig bei uns. Einzig sein Geschrei, ich solle das Baby endlich von der Treppe wegnehmen, das sei ja nicht zum Zuschauen, störte mich bei der gedanklichen Suche nach einer Arbeit für ihn. Schliesslich kam ich zum Schluss, dass ich den Nachmittag eigentlich lieber mit meinen Kindern verbringen wollte, als den sensiblen Herrn in Überhosen bei einer Gartenarbeit zu beaufsichtigen, von der weder er noch ich eine Ahnung hatten. Glücklicherweise informierte er mich in dem Moment, dass er heute frei habe und ich ihm darum «einfach so» etwas geben möge.

NACHKLANG. Es gibt auch solche, die vergessen, dass nicht nur der Pfarrer, sondern auch seine Familie in diesem Haus wohnt. Da kann es vorkommen, dass ich gutgelaunt die Tür öffne und augenblicklich merke, dass ich unerwünscht bin. Wehe, wenn der Pfarrer gar überhaupt nicht zu Hause ist. Nach solchen Begegnungen hätte ich jeweils Lust, selber noch einmal an der Klingel zu ziehen und das Ganze hinunterzuspülen.

Monika Amsler promoviert derzeit zum Babylonischen Talmud an der Uni Zürich. Sie lebt mit ihrer Familie im Pfarrhaus in Hindelbank. Ihr Mann, Martin Ferrazzini, arbeitet hier als Pfarrer.



Hier gibt es keine Tabufagen: Darin sind sich die Wen-Do-Trainerin Jeanne Allemann (links) und Loretta Scherler als Mitinitiantin einig



FOTOS: PIA NEUENSCHWANDER

Wenn Menschen offene Bücher sind

HUMAN LIBRARY/ Die Bücher im Café Wartsaal haben viele Seiten – doch umblättern lassen sich nicht alle. Dafür erzählen diese ihren Inhalt gleich selbst.

Würden Sie einem Fremden aus Ihrem Leben erzählen? Oder von Ihrem Beruf? Jeanne Allemann (56), Wen-Do-Trainerin aus Bern, tut genau das, denn sie ist ein «Buch» der Human Library. Im Café Wartsaal in der Berner Lorraine sitzt sie an einem der Tischchen und antwortet auf die Fragen der Zuhörer. Meist eröffnet sie das Gespräch, indem sie sich kurz vorstellt und beschreibt, was Wen-Do ist: Selbstverteidigung für Frauen und Mädchen, die sich verbal und körperlich durchsetzen wollen.

Aber es kann auch ganz anders laufen. Einmal habe eine Frau gleich losgelegt: Mein Sohn schlägt mich, was kann ich tun? «Das sprengt natürlich den Rahmen», meint Jeanne, das «Buch». «Ein Beratungsgespräch darf es nicht werden, also gebe ich der Frau die Adresse einer Fachstelle für Gewaltopfer.» Sonst aber beantwortet sie alle Fragen. Und manchmal erzählen auch die Zuhörer ihre Geschichten, oder es entwickeln sich hitzige Diskussionen.

Wenn das Szenekaffee zur Bibliothek wird, steht beim Eingang ein grosses Schild mit den Angaben zum aktuel-

len Buchangebot: «Doppelleben hoch zwei» oder «Blind geboren, doch sehend mit Händen, Herz und Ohren», oder auch «Ausländische Einheimische». Man wählt, setzt sich an den Tisch mit dem entsprechenden Schild und verbringt rund zwanzig Minuten mit Zuhören und Fragenstellen. Wer genug hat, wechselt das «Buch» oder mischt sich unter die Gäste und gönnt sich einen Drink.

«Jeder kann das Angebot nutzen, wie er will», betont Loretta Scherler vom SCI Schweiz, der Non-Profit-Organisation für interkulturellen Austausch. Sie als Mitinitiantin hat die Bibliothek, bei der die Bücher Menschen sind, in die Schweiz gebracht. Das Angebot erreicht ein vielfältiges Publikum: Junge, Paare, Einzelpersonen, ältere Menschen. «Wir hatten auch schon Besucher aus dem Quartier, die nur mal wissen wollten, was da eigentlich läuft, und seither begeistert dabei sind.»

DIE «BÜCHER». Wie findet man die Leute, die bereit sind zu erzählen? «Wir machen Inserate in unserem Newsletter und auf der Homepage», erklärt Loretta Scher-

Idee aus Dänemark

Die Human Library ist im Jahr 2000 in Dänemark entwickelt worden und findet seither vielerorts Nachahmer: in Bern seit Herbst 2014, in Zürich ab kommendem Dezember. Menschen jeden Alters erzählen in rund zwanzig Minuten aus ihrem Leben und antworten auf Fragen, die man nur in diesem Setting zu stellen wagt. Gespräche, die Vorurteile abbauen und das gesellschaftliche Verständnis fördern sollen.

LEBENDE BÜCHER ERZÄHLEN. Dienstag, 20. Oktober, 18–21 Uhr, Café Wartsaal, Lorrainestrasse 15, Bern, freier Eintritt

ler. «Aber schon seit dem ersten Anlass vor einem Jahr schlagen «Bücher» neue «Bücher» vor, Besucherinnen anerbieten sich, mitzumachen, und Besucher fragen ihrerseits interessante Persönlichkeiten an.» Etwas schwierig zu finden seien Menschen mit unorthodoxen Lebensläufen, exotischen Berufen oder auch mit wenig bekanntem religiösem Hintergrund. «Da sind wir sehr dankbar für Vorschläge.»

DIE SPIELREGELN. Es braucht etwas Mut, vor allem aber Neugierde und Spass am Kommunizieren, um sich auf diese Art von Gespräch einzulassen. Ein paar Freiwillige, sogenannte Library Guides, erklären den Besuchern die Spielregeln. Als Regel Nummer eins gilt der Respekt. Tabufagen sind durchaus erwünscht, das «Buch» kann aber entscheiden, ob und was er oder sie darauf antwortet. «Letztlich ist es ein Geschenk, die Geschichten zu hören, und nur mit dem nötigen Respekt kann das Gespräch persönlich werden und in die Tiefe gehen», betont die Mitinitiantin. «Bei dieser Art von Austausch passiert viel. Nicht selten lösen sich Vorurteile in Luft auf, und der Blick auf die fremde Welt verändert sich nachhaltig.»

DIE GRENZE. Jeanne Allemann ist als «Buch» nicht da, um ihr Produkt Wen-Do anzupreisen. «Das käme nicht gut an», sagt sie. «Es ist keine Werbeveranstaltung. Interessant sind die Geschichten und der Austausch. Es ist ein absichtsloser, freiwilliger Kontakt.» Und wenn sich jemand zu ihr setzen will, der ihr nicht gefällt, zieht sie innerlich eine Grenze und versucht in Gedanken, sie oder ihn abzuhalten. Das komme aber nur sehr selten vor. Für die meisten sei sie gerne «ein offenes Buch». **KATHARINA KILCHENMANN**

Sich nach der Trennung mit sich selbst versöhnen

SEGENSEFEIER/ Trennungen oder Scheidungen wühlen stark auf und sind oft enorm belastend. In Bern hilft ein ökumenisches Angebot den Betroffenen weiterzukommen. Teilnehmerinnen loben die Feier.

2012 gaben sich Marta B. und ihr Mann eine Auszeit: Sie ging auf eine längere Reise, ihr Mann in die Berge. Danach eröffnete er ihr, er habe sich in eine andere Frau verliebt und wolle nicht auf sie verzichten. «Das war sehr schmerzhaft», sagt Marta B. Bei der Beratungsstelle der Landeskirche fand sie Hilfe. Zuerst ging sie allein, dann mit ihrem Mann – bis er den Dialog abbrach. Gerade an diesem Tag fand die Segensfeier «Ich wünsche dir ...» in der Berner Marienkirche statt. Kurzentschlossen ging Marta B. hin.

GEBORGENHEIT. «Es war wunderbar, der Raum schön zurechtgemacht. Ich fühlte mich geborgen.» Bei der ersten Zeremonie habe sie «geweint wie ein Schlosshund» – ohne das Gefühl zu haben, sich zurückhalten zu müssen; sie wusste ja, dass es den anderen gleich ging. Nach einem Teil mit Musik und einer kurzen

Lesung folgt in der Feier ein «Stationenweg». Die Teilnehmenden können sich allein auf Aspekte einlassen: Trauer, Schuld, Wut, Dankbarkeit, Hoffnung und Kinder. Texte, Gedankenanstösse, Tätigkeiten unterstützen den Verarbeitungsprozess. Wer will, lässt sich anschliessend salben. Für Marta B. war es «schön zu sehen, dass es einen Weg gibt, der weiterführt». Am abschliessenden Apéro wollte sie zuerst nicht teilnehmen. Doch sie kam mit einer Frau ins Gespräch, die beiden redeten lange – und der Kontakt hält bis heute. «Rückblickend ist klar: Die Segensfeier hat meiner verletzten Seele sehr gut getan», sagt Marta B.

Das ist ein Ziel der Feier, wie der mitorganisierende Paar- und Familientherapeut und Pfarrer David Kuratle sagt: «Wir sagen nicht, dass sich Getrennte versöhnen sollen. Aber eine Versöhnung mit dem eigenen Weg bedeutet viel.»

Wichtig ist für ihn auch, dass mit der Feier gezeigt wird: «Die Kirche steht zu euch, egal in welcher Situation.»

OFFENHEIT. Dieser Gedanke habe auch im Hinblick auf die erste Feier 2008 mitgespielt, sagt die katholische Theologin und Mitorganisatorin Karin Gündisch. «Das Dekanat suchte einen Weg, um ausserhalb des üblichen kirchlichen Prozesses Leute anzusprechen, denen ein kirchliches oder spirituelles Ritual wichtig ist.» So lag es auf der Hand, dass die Reformierten bald mithelfen. Die Teilnehmenden sind gemäss David Kuratle zwar mehrheitlich Frauen, aber sonst gemischt: Kirchnahe und -ferne – und auch Mitglieder von Freikirchen.

Auf einem anderen Weg als Marta B. fand Claudia F. zur Segensfeier. Nach psychologischer und ärztlicher Unterstützung ging sie in eine Selbsthilfegruppe. Das «Reden und Abladen» dort tat ihr gut, wie sie sagt. Mit anderen ihrer Gruppe besuchte sie dann die Segensfeier – und fand nur Gutes: «Es war sehr emotional, zugleich friedlich. Und wir alle haben die Feier als sehr wertvoll empfunden.» **MARIUS SCHÄREN**

ICH WÜNSCHE DIR. Segensfeier in der Marienkirche in Bern, 23.10.2015, 19.30. www.berner-eheberatung.ch Selbsthilfegruppe in Bern: www.selbsthilfe-be.ch

Globale Rituale

In seiner als Buch erschienenen Dissertation «Scheidungsrituale» setzt sich der Pfarrer Andrea Marco Bianca mit relevanten Ritualtheorien und praktisch-theologischen Ansätzen auseinander – umfangreich und global. Wie werden solche Rituale durchgeführt? Welche Erfahrungen machen Beteiligte damit? Was ist eine Scheidungsparty? In rund 300 konkreten Beispielen von Scheidungsritualen aus verschiedenen Zeit- und Kulturräumen sind Antworten zu finden.

SCHIEDUNGSRITUALE. TVZ 2015, 968 Seiten, Paperback mit CD, Fr. 88.–

Die Bibel als Wegweiser in der Asylpolitik?

FLÜCHTLINGE/ Mitten in der Flüchtlingskrise haben Theologinnen und Theologen eine Migrationscharta verfasst: Sie wirft einen biblischen Blick auf die Asyldebatte – und birgt Zündstoff, wie das Gespräch zwischen einer Pfarrerin und einem Pfarrer zeigt.



Verena Mühlethaler, 43

Die gebürtige Toggenburgerin studierte in Bern und Amsterdam Theologie. Sie lebte und arbeitete während sieben Jahren in Holland und Berlin. Seit 2010 ist sie Pfarrerin in der Offenen Kirche St. Jakob in Zürich. Mit ihrem Engagement machte sie schon von sich reden, als sie 2011 den Aktivisten der Zürcher Occupy-Bewegung in der Kirche St. Jakob Unterschlupf gewährte.

Die Migrationscharta fordert ein Recht auf freie Niederlassung. Heisst das, die Schweiz soll uneingeschränkt Flüchtlinge und andere Einwanderer aufnehmen?
VERENA MÜHLETHALER: Uns geht es in der Charta um eine neue, biblisch-theologisch begründete Denkrichtung, die sicher auch visionär ist. Allen Menschen soll grundsätzlich das Recht auf freie Niederlassung zukommen. Die konkrete Umsetzung muss dann mit der Politik angegangen werden. Wir sind aber nicht so naiv zu glauben, Millionen von Flüchtlingen könnten längerfristig in unserem Land leben – dann bricht das Sozialsystem zusammen. Es braucht weiterhin ein gutes Asylrecht sowie regulierende Massnahmen für den Arbeitsmarkt.

Lässt sich denn das Recht auf freie Niederlassung aus der Bibel ableiten?
MÜHLETHALER: Die Bibel ist voll von Migrationsgeschichten und Flucht. In Exodus etwa führt Gott sein Volk aus der Sklaverei heraus und begleitet es nach Israel. Das ist zentral in der Bibel: Jeder Mensch hat ein Recht auf ein würdiges Leben mit einer gesicherten Existenz. Wenn in einem Land Krieg und Hunger herrschen, soll man fliehen dürfen!

Herr Ruch, lesen Sie die Bibel gleich?
PETER RUCH: Richtig ist, dass in der Bibel viel Migration stattfindet. Etwa die Geburtsstunde des Judentums mit dem Exodus aus Ägypten. Der Auszug aber ist das eine, der Einzug das andere. Beim Einzug nach Kanaan kam es zu Kriegen mit der bereits ansässigen Bevölkerung. Diese gibt es auch heute überall auf der Welt. Darum kann nicht die Rede sein von einem Freipass für Migration in der Bibel. Migranten mussten sich

«Für uns ist jeder Mensch ein Abbild Gottes, hat darum dieselbe Würde und Anspruch auf die gleichen Rechte.»

VERENA MÜHLETHALER, PFARRERIN

schon immer der herrschenden Kultur anpassen und sich in der Fremde selbst durchbringen. Heute unterstützt der Sozialstaat Migranten, schafft damit falsche Anreize und verhindert oder erschwert die Integration. Der Sozialstaat ist ein Hindernis für Integration.

Kann die Bibel überhaupt als «Handelsanweisung» für unseren Umgang mit dem heutigen Flüchtlingsdrama beigezogen werden?

Die Charta fusst auf drei Grundsätzen

Freies Niederlassungsrecht für alle, das Recht auf Asyl und Existenzsicherung: Dies fordert die ökumenische Gruppe «KircheNord-SüdUntenLinks», die sich aus kirchlich engagierten Männern und Frauen aus der ganzen Schweiz zusammensetzt. Mit einer Migrationscharta ist sie am 26. August an die Öffentlichkeit getreten.

Das mehrseitige Dokument fordert die Kirchen auf, sich «mit geeinter Stimme unmissverständlich» zur aktuellen Flüchtlingssituation zu äussern. Es fordert eine neue Migrationspolitik, die auf drei Grundsätzen aufbaut.

GLEICHHEIT. Menschen sollen nicht in Kategorien eingeteilt werden wie Nationalität, Geschlecht oder Religion. Das Zusammenleben mit Migranten soll unter dem Grund-



Wie sieht eine theologisch verantwortbare Asylpolitik aus? Verena Mühlethaler und Peter Ruch im Gespräch

MÜHLETHALER: Vielleicht nicht als Handelanleitung eins zu eins. Aber die Bibel gibt die ethischen Richtlinien vor.

RUCH: Dem stimme ich grundsätzlich zu. Doch komme ich zu anderen Schlüssen. Der Einzug ins Gelobte Land verlief nicht reibungslos. Ein Solidarverband kann nur begrenzt funktionieren. Wenn alle kommen dürfen, ist die Schweiz überfordert. Man muss unterscheiden zwischen asylsuchenden Flüchtlingen und Migranten aus wirtschaftlichen Gründen. Ich bin dafür, dass man derzeit Syrer pauschal aufnimmt, die später wieder zurückgehen. Sie kommen aus einem Gebiet, in dem sie vom IS an Leib und Leben bedroht sind. In Eritrea hingegen herrscht kein Krieg.

Sind Sie mit dieser Kategorisierung einverstanden, Frau Mühlethaler?

MÜHLETHALER: Diese Unterscheidung ist oft schwierig. Denn auch sogenannte Wirtschaftsflüchtlinge können an Leib und Leben bedroht sein. Man müsste beiden Gruppen eine sichere und legale

Einreise ermöglichen: Wenn Migrantinnen und Migranten hier Arbeit finden, sollen sie bei uns bleiben dürfen, wenn nicht, müssen sie weiterziehen.

RUCH: Das funktioniert eben nicht! Ausserdem: Die meisten, die es hierher schaffen, haben einen höheren Bildungsstand als jene, die bleiben. Sie werden in ihrer Heimat gebraucht. Wir tun den Ländern keinen Gefallen, wenn wir das qualifizierte Potenzial abziehen. Wir müssen dies

«Der Duktus der Migrationscharta ist keineswegs biblisch-theologisch, sondern romantisch und marxistisch.»

PETER RUCH, PFARRER

ohnehin eines Tages zwangsläufig stoppen, und dann gefährden wir das Asylrecht. Der Duktus der Migrationscharta ist für mich nicht biblisch-theologisch, sondern romantisch und marxistisch.

Zurück zur Kirche: Die Charta ruft die Kirche auf, sich «unmissverständlich zur Migrationspolitik zu äussern». Tut sie zu wenig?

MÜHLETHALER: Die Kirche sollte sich in der Debatte, die sich derzeit allzu sehr um Asylmissbrauch und Flüchtlingskriminalität dreht, klarer positionieren. Vom Schweizerischen Evangelischen Kirchenbund hätte ich mir in der aktuellen Situation gewünscht, dass er – wie das langsam auf katholischer Seite geschieht – einen Appell an die Öffentlichkeit, an die Kirchgemeinden richtet, Flüchtlinge willkommen zu heissen.

Herr Ruch, macht die Kirche Ihrer Meinung nach genug in der aktuellen Situation?

RUCH: Wahrscheinlich macht man in einem solchen Elend nie genug. Wichtig

sind kleine Gesten: In Küssnacht am Rigi haben wir ein Sigristenpaar aus der Mongolei angestellt. Wir halfen der Familie, ihren Asylbewerberstatus in ein Bleiberecht umzuwandeln, und kümmern uns seither um sie.

Menschen sollen nicht auf Kategorien wie Nationalität oder Geschlecht festgelegt werden, fordert die Charta. Stellen Sie damit nicht den Nationalstaat infrage?

MÜHLETHALER: Darum geht es nicht. Für uns ist jeder Mensch ein Abbild Gottes mit Würde und Anspruch auf die gleichen Rechte. Identität besteht aus verschiedenen Aspekten. Trotz der Schweizer Nationalität kann ich mich durchaus einer Deutschen oder einer anderen Migrantin näher fühlen als etwa einer Tessinerin. Nähe definiert sich nicht über einen Pass.

RUCH: Zu behaupten, die Volkszugehörigkeit sei nicht Teil der Identität, ist absurd. Diese definiert sich ja unter anderem gerade über die Kultur und Sprache, in der man aufgewachsen ist. Was Sie konstruieren, ist Abstraktion. Doch es gibt nur konkrete Menschen aus Fleisch und Blut mit einer kulturellen Prägung.

Die Charta fordert eine bessere Willkommenskultur. Fehlt diese in der Schweiz?

MÜHLETHALER: Das würde ich nicht sagen. Das Bewusstsein für die Not der Flüchtlinge wird immer stärker. Freiwillige in den Kirchgemeinden machen bereits viel: Deutschunterricht, Mittagstische, wichtige Unterstützung bei der Arbeits- und Wohnungssuche – um nur einige Beispiele zu nennen.

RUCH: Willkommenskultur ja. Gegenüber denen, die da sind, muss man freundlich sein – aber auch dafür sorgen, dass sie zurückgehen, wenn sie aus rein wirtschaftlichen Gründen hier sind.

INTERVIEW: SANDRA HOHENDAH, STEFAN SCHNEITER



Peter Ruch, 56

1951 in Basel geboren, erlernte Peter Ruch den Beruf Radioelektriker. Er holte die Matura nach und studierte Theologie in Basel und Montpellier. Als Pfarrer arbeitete er in Pfyen-Weiningen TG, dann in Schwerzenbach ZH. Heute ist er Pfarrer in Küssnacht SZ. Ruch gehört dem Stiftungsrat des Liberalen Instituts an und publiziert zu wirtschafts- und sozialpolitischen Themen.

«Das Neuland in kleinen Schritten erkunden»

KIRCHENMUSIK/ In den Kirchen ertönen selten neue Klänge. Barbara Balba Weber plädiert für mehr musikalische Wagnisse.

Am Gottesdienst zu singen, ist oft kein Vergnügen. Die Strophen wollen kaum enden, die Texte sind schwer verständlich ... Wie haben Sies mit Chorälen, Frau Weber?

BARBARA BALBA WEBER: Ich höre sie sehr gerne. Als Musikerin habe ich aber bestimmte Vorstellungen, wie Gemeindegesang in der Kirche tönen müsste. Oft bin ich vom Ergebnis etwas enttäuscht.

Das lässt sich aber kaum ändern, oder?

Es gibt meiner Erfahrung nach nur wenige Dinge im Zusammenhang mit Musik und ihrer Vermittlung, die sich nicht ändern lassen. Bei vielem ist es nur eine Frage der Fantasie, des Mutes und der Öffnung des eigenen Denkhorizonts. Am Workshop, den ich am kommenden Kirchenmusikerkongress in Bern durchführe, möchte ich solche Fragen ansprechen. Was lässt sich unternehmen, um frustrierende Erfahrungen im Erleben von kirchlicher Musik zu vermeiden?

Ja, was zum Beispiel?

Die Organistin könnte einige Mitglieder der Gemeinde einladen und mit ihnen besprechen, was das Zielpublikum – etwa die Teilnehmenden an einem Familien-

gottesdienst – gerne singen würde. Wichtig wäre dann aber auch, die Vorschläge gemeinsam zu diskutieren. Wird ein Pop-Hit der Feier wirklich gerecht? Vielleicht einigt man sich besser auf ein lebhaftes Kirchenlied aus Lateinamerika.

Was genau macht eigentlich das Wesen der Kirchenmusik aus?

Der kirchliche Kontext. Diese Musik ist an die Institution Kirche gebunden. Sie soll den Gottesdienst begleiten, berei-

«Meiner Meinung nach wird viel zu wenig getan, um Neue Musik einem grösseren Publikum näherzubringen.»

BARBARA BALBA WEBER

chern und vertiefen, soll das gesprochene Wort musikalisch nachwirken lassen. Darin sehe ich eine grosse Chance: Musik, die eine klar umrissene Funktion hat, lässt sich auch gut vermitteln.

Traditionelle geistliche Werke finden erfahrungsgemäss offenere Ohren als zeitgenössisches. Woran mag das liegen?

Harmonisch und melodisch «gefällige» Musik, wie wir sie jeden Tag am Radio oder Fernsehen hören, prägt die Hörgewohnheit der Mehrheit. Meiner Meinung nach wird viel zu wenig getan, um Neue Musik einem grösseren Publikum näherzubringen. Ich sehe zwischen der Kirche und der experimentellen Musik Parallelen: Beide wollen nicht einfach «Party» sein, beide stehen für Ernsthaftigkeit, und beide haben einen schweren Stand. Es braucht neue Zugänge zur Kirche und zu ihrer Musik: geeignete Bilder und Worte, aber auch Menschen, die man kennt und deren Urteil man vertraut.

Moderne Kirchenmusik wird aber einen schweren Stand behalten. Die zumeist älteren Kirchgänger hören lieber Bach als Stockhausen, und Laienchöre singen lieber Haydn als Hindemith.

Das war schon immer so, nicht nur in der Kirche. Experimentelles stellt an die Ausübenden hohe Anforderungen.

Klassisches ist für Amateure einfacher zu singen und zu spielen. Was aber nicht heissen soll, dass Organistinnen und Chorleiter keine Experimente wagen sollen. Man kann in kleinen Schritten vorgehen. Etwa die Gemeinde einen Ton summieren lassen, dann mit der Orgel einen anderen Ton hinzufügen und diesen Klang meditativ im Raum stehen lassen. Und bestimmt kommen von den Gemeindegliedern auch eigene Ideen.

Ist in der Kirche eigentlich jede Musik möglich, auch Heavy Metal?

Kennen Sie eine christliche Metal-Band?

Zum Beispiel Fratello Metallo, den rockenden italienischen Kapuzinerpater. Aber der ist schon fast eine Lachnummer.

Heavy Metal will aber nicht lustig sein, und Kirchenmusik sollte eine gewisse Würde wahren. Und sicher nicht die Leute im Gottesdienst unvorbereitet überrollen. Wenn jedoch Metal angekündigt ist und der Gottesdienst darum herum entsprechend gestaltet wird, mag es gehen. Es ist alles eine Frage der Vermittlung. Und der Ideen. Um auf Ihre anfängliche Frage nach dem Singen zurückzukommen: Als Alternative zu einem Top-Chor dürfte man in der Kirche ruhig auch mal eine CD-Aufnahme abspielen.

Zusammenfassend lässt sich sagen: Der Möglichkeiten sind viele, es fehlt bloss manchmal an Mut und Experimentierlust ...

... und an Sicherheit. Die Kirche steckt derzeit in einer Phase der Unsicherheit, ja Angst. Ihre gesellschaftliche Relevanz schwindet, ihre Zukunft ist ungewiss. In einem solchen Umfeld haben es Experimente schwer. Dabei wäre gerade die Lust auf Neues ein guter Wegweiser in die Zukunft. **INTERVIEW: HANS HERRMANN**



Barbara Balba Weber, 47

Die klassisch ausgebildete Flötistin ist Dozentin an der Hochschule der Künste Bern und Leiterin des Clusters Künstlerische Musikvermittlung. Am 5. internationalen Kongress für Kirchenmusik, der vom 21. bis 25. Oktober in Bern stattfindet, wird sie einen der Workshops leiten. Der Kongress thematisiert neue Wege in der sakralen Musik. Anmeldungen für die Vorträge, Podien und Workshops sind noch möglich. Für die Öffentlichkeit steht ein breites Angebot an kirchlichen Konzerten auf dem Programm.

www.kirchenmusikerkongress.ch

marktplatz.

INSERATE:
info@koedia.ch
www.koedia.ch
Tel. 071 226 92 92

We fly long-range too!
Alarm: +41 333 333 333
www.rega.ch

regal

Unterwegs zum Du
erfolgreiche Partnersuche • www.zum-du.ch
Basel/ Nordwestschweiz 061 313 77 74
Bern/ Mittelland 031 312 90 91
Ostschweiz 052 536 48 87
Zürich/ Zentralschweiz 052 672 20 90

Hier könnte Ihr Inserat stehen!
Ein Inserat dieser Grösse kostet Fr. 290.–. Damit erreichen Sie 325 620 Leser im Kanton Bern.
Kömedia AG, Telefon 071 226 92 92, info@koedia.ch

Stiftung für Menschen mit seltenen Krankheiten
Eine halbe Million Schweizer leiden an einer seltenen Krankheit, mehr als an Diabetes und Krebs. Herzlichen Dank, dass Sie mit einem Beitrag diesen Menschen helfen!
Unter dem Patronat von Prof. Thierry Carrel und nominiert für den Swiss Charity Award 2012
Spendenkonto
PC 80-151-4 / IBAN CH50 0070 0110 0035 7775 0
Wagistrasse 25 · 8952 Schlieren · Tel. 043 433 86 90
www.stiftung-seltene-krankheiten.ch

Kurse und Weiterbildung

Balance von Nähe und Distanz
Besuchsdienstmodul C
22. + 29.10.2015, 14.00–17.00 Uhr
Haus der Kirche, Altenbergstrasse 66, Bern

«Kirche vernetzt»
Fachtagung zum Kirchensonntag 2016
31.10.2015, 09.30–17.00 Uhr
Campus Muristalden, Bern

Vorbereitungstagungen zum Weltgebetstag: Liturgie aus Kuba
09. + 10.11.2015, 09.30–17.00 Uhr
Haus der Kirche, Altenbergstrasse 66, Bern

Führung von Mitarbeitenden: Tools für die Praxis
Spezialmodul für Kirchgemeinderäte/innen mit Führungsverantwortung für Mitarbeitende
16.10 + 06.11.2015, 13.30–17.15 Uhr
Haus der Kirche, Altenbergstrasse 66, Bern

Programme und Anmeldung
www.refbejuso.ch/bildungsangebote,
kursadministration@refbejuso.ch
Reformierte Kirchen Bern-Jura-Solothurn
Altenbergstrasse 66, 3013 Bern,
Telefon 031 340 24 24

Weiterbildungstag für Sigristen/innen
Herausforderung Gottesdienst – was kann ich als Sigrist/in zur Gestaltung beitragen?
02.11.2015, 09.00–17.00 Uhr
Kirchgemeindehaus Paulus, Bern

Mitarbeitergespräche führen
Spezialmodul für Kirchgemeinderäte/innen mit Führungsverantwortung für Mitarbeitende
27.11.2015, 13.30–17.30 Uhr
Haus der Kirche, Altenbergstrasse 66, Bern

OeME-Herbsttagung 2015
Die blaue Zukunft sichern –
Für einen gerechten Zugang zu Wasser
28.11.2015, 08.45–16.30 Uhr
Kirchgemeindehaus Johannes, Bern
www.refbejuso.ch/agenda

Reformierte Kirchen Bern-Jura-Solothurn
Altenbergstrasse 66 | 3013 Bern | www.refbejuso.ch

Reformierte Kirchen Bern-Jura-Solothurn
Eglises réformées Berne-Jura-Soleure

KULTOUR FERIENREISEN AG
VIELE WEITERE REISEN AUF: www.kultour.ch | 052 235 10 00 | info@kultour.ch

Marokko - Reisen mit allen Sinnen
22. April - 1. Mai 2016
Studien- und Begegnungsreise mit Pfarrer Rolf Kühni

Persien | die Höhepunkte Irans
23. April - 7. Mai 2016
Reise durch ein Land voller Gegensätze mit Pfarrer Martin Schärer

Polens Osten
25. April - 5. Mai 2016
Städteglanz & unberührte Natur mit Pfarrer Peter Arnold

REISEGARANTIE

GEFLÜCHTET/ Laut Schätzungen verlassen monatlich fünftausend Eritreer ihre abgeschottete Heimat.

ANGEKOMMEN/ Die meisten Eritreer kämpfen in der Schweiz mit Sprachproblemen und finden keine Arbeit.



Ein Marathon zum Lob Gottes

REPORTAGE/ Rund tausend orthodoxe Christen aus Eritrea feiern in der reformierten Kirche im Aargauer Dorf Buchs das Dreifaltigkeitsfest. Sie essen und beten, singen und trommeln die ganze Nacht. Der Marathongottesdienst wirft ein anderes Licht auf die in die Schlagzeilen geratenen Einwanderer aus der afrikanischen Militärdiktatur. Die Glaubensgemeinschaft kann im schwierigen Integrationsprozess der jungen, überwiegend von der Sozialhilfe abhängigen Flüchtlinge eine Schlüsselrolle spielen.

TEXT: ANOUK HOLTHUIZEN BILDER: DANIEL RIHS



Der Gottesdienst beginnt schon vor dem Gottesdienst: Gläubige singen vor der Kirche

Lia schaut auf den Boden. Dem Blick des Chorleiters möchte sie jetzt lieber nicht begegnen. Denn der ist sauer auf die zwanzig jungen Sängerinnen und Sänger, die im Halbkreis vor ihm stehen. In wenigen Stunden beginnt das grosse Fest, und schon wieder sind einige aus dem Rhythmus gefallen. Lia, siebzehn Jahre alt, in einem weissen Gewand mit Kapuze und hellgrün gestickten Ornamenten, hebt ihre Lider erst wieder, als der Chor das nächste Lied anstimmt. Kaum sichtbar huscht ein Grinsen über ihr rundes Gesicht, als sie den Augen Mihreteabs begegnet, der auf der Männerseite steht. Auch im Blick des grossen schmalen 25-Jährigen blitzt der Schalk auf.

Es ist sechs Uhr abends. Heute Nacht feiert die eritreisch-orthodoxe Gemeinschaft in der reformierten Kirche des Aargauer Dorfes Buchs den Dreifaltigkeitsgottesdienst. Wann er beginnt, kann niemand sagen. Vielleicht in einer Stunde, in zwei oder drei. Eine Zeitangabe braucht hier keiner. Bis Mitternacht werden immer mehr weiss gekleidete Frauen und Männer aus dem Dunkeln auftauchen, viele mit einem Kind an der Hand und einem Baby im Wagen.

Aus der gesamten Deutschschweiz ziehen Eritreer ins Dorf, um einem Gottesdienst beizuwohnen, der die ganze Nacht lang dauern wird. Menschen mit regelmässigen Gesichtszügen, feinen Nasen, schlanken Körpern, hell- und dunkelbrauner Haut, Menschen, die sich freundlich begrüßen und ruhig miteinander reden. Die liebevoll ihre Kinder beruhigen, wenn diese vor Übermüdung quengeln, bevor sie in den Armen ihrer Mütter tief einschlafen.

EIN HÄRTESTEST. Jetzt ist der Kirchgemeindegottesdienst, auf dessen Bühne der Chor der Trinitatis-Gemeinde probt, noch leer. Auf langen Tischreihen stehen Cola, Fanta und Sprite bereit. An den Wänden wurden leuchtend bunte Bilder von

Jesus und Maria aufgehängt, an die Fensterklinken prall aufgeblasene Ballons gebunden, von denen alle paar Minuten einer platzt. Aus der Küche ist Plaudern zu hören. Neun Frauen, darunter Lias Mutter, würzen grosse Töpfe voller Linsen, Kartoffeln und Peperoni. 2000 Omeletten aus Hirsemehl, Injera genannt, liegen zusammengerollt in Kisten parat.

KIRCHE UNTER BEOBACHTUNG. Die Chorprobe ist zu Ende, die jungen Frauen sitzen auf dem Bühnenrand, die Männer plaudern draussen. «Hoffentlich schaffe



«Hoffentlich schaffe ich es dieses Mal. Im letzten Gottesdienst schlief ich im Stehen ein.»

LIA WELDA GABRIEL, 17, KAM VOR ACHT JAHREN IN DIE SCHWEIZ

ich es dieses Mal», sagt Lia zu ihrer Nachbarin. «Letztes Jahr schlief ich im Stehen ein.» Sie spricht vom Gottesdienst. Es wird erwartet, dass die Gläubigen die ganze Zeit stehen, um Gott die Ehre zu erweisen. Sitzen dürfen nur Mütter mit Babys, Kinder, Verletzte, Kranke und alte Leute.

Praktisch alle Eritreer in der Schweiz gehören der eritreisch-orthodoxen Kirche an. In Eritrea beträgt der Anteil der orthodoxen Christen rund 45 Prozent.

Etwa gleich gross ist die muslimische Gemeinschaft, der Rest gehört Naturreligionen und Freikirchen an. Während die Muslime in arabische Länder migrieren, sind Anhänger von Freikirchen ebenfalls in der Schweiz zu finden. Pfingst- und andere Freikirchen werden von der eritreischen Regierung nicht anerkannt und daher verfolgt. Auch die eritreisch-orthodoxe Kirche leidet. Willkürlich setzte die Regierung den greisen Patriarchen Abuna Antonyos ab und installierte einen ihr genehmen Patriarchen. Regimekritische Bischöfe und Priester sind verschwunden oder inhaftiert.

der König Menelik I., Sohn des Königs Salomon und seiner äthiopischen Gemahlin Saba, von Jerusalem nach Afrika brachte. Auch bezeichnen sich beide Kirchen als «Tewahedo Kirche». «Tewahedo» bedeutet «Einheit» und unterstreicht die göttliche und menschliche Natur von Jesu Christi in einer Person. Darüber wurde vor mehr als 1500 Jahren auf dem Konzil von Chalcedon gestritten, und es führte zur Abspaltung der altorientalischen Kirchen (Armenier, Kopten, Syrisch-Orthodoxe oder Äthiopier) von der katholischen und orthodoxen Kirche.

EINE JUNGE GEMEINDE. Alte Leute sind am Fest in Buchs keine zu sehen. Über neunzig Prozent der inzwischen rund 34 000 in der Schweiz lebenden Eritreer sind zwischen zwanzig und vierzig Jahre alt. Sie haben ihr Land verlassen, weil der Militärdienst es ihnen verunmöglicht, ein Leben mit Verdienst und Familie aufzubauen. Jeder ab achtzehn Jahren muss einen Grundwehrdienst leisten, der offiziell anderthalb Jahre dauert. Doch da das Land seit dem Grenzkrieg mit Äthiopien in einem permanenten Zustand der Generalmobilisierung ist (siehe Kasten), dauert der Dienst zumeist viel länger. Mal zwei, mal fünf, mal zehn Jahre – je nachdem, was die Generäle gerade für notwendig erachten. Wer den Dienst verweigert, muss mit Zwangsarbeit, Folter und Tod rechnen. Das sagen nicht nur die eritreischen Emigranten, sondern auch eine Untersuchungskommission des UNO-Menschenrechtsrats.

So liegt die Ausbildung von Tausenden Menschen brach, sie verdienen nichts, müssen Willkür und Erniedrigung erdulden, Gefühle und Gedanken abschalten. «Wer aus dem Militärdienst zurückkehrt, muss erst den Weg in die Gesellschaft zurückfinden», sagt Samson Kidane, der am Eri-Info-Zentrum des National Coalition Building Instituts in Zürich eritreische Immigranten berät und Begegnungen organisiert, um



Beten, wachen, schlafen: die Gemeinde am Morgen nach der Gottesdienstnacht

Verständigung aufzubauen. Entfliehe ein junger Eritreer dem Militärdienst in die Schweiz, habe er es doppelt schwierig: «Er muss sich nicht nur resozialisieren, sondern zusätzlich in eine komplett fremde Kultur integrieren.»

ESSEN UND BETEN. Um 23 Uhr ist der Kirchgemeindegottesdienst knallvoll. Auf der Bühne singen Chöre aus verschiedenen Gemeinden, dazwischen liest ein Pfarrer eine Predigt. Die Gläubigen sitzen eng nebeneinander an den Tischen und tunken mit der rechten Hand Injerastücke in die Saucen auf ihren Tellern. Viele drängen sich zwischen den Gästen hindurch, um jemanden zu begrüßen, quer über die Tische nickt man sich zu, reicht Kinder hin und her. Immer wieder stehen alle zum Gebet auf, singen, klatschen im Rhythmus der Trommeln, die Frauen trillern, dann setzen sich alle wieder hin.

Auch im Foyer wird gegessen, doch hier bietet sich ein anderer Anblick: Auf Stuhlreihen sitzen junge Männer mit Tellern auf den Knien, in Jeans und Hemd, ohne die Netsela, den weissen Umhang aus gewobener Baumwolle, den viele Gläubige über ihre Kleider gewickelt haben. Schweigend formen sie die Injera zu Päckchen und beobachten die Leute, die in den Saal gehen. Die meisten dieser Männer kamen in den letzten Monaten auf lebensgefährlichen Wegen in die Schweiz, wohnen in Asylzentren und warten auf eine Aufenthaltsbewilligung. Sie haben noch kaum Anschluss in der Gemeinde gefunden und strahlen nicht das selbstvergessene Wohlbefinden der Menschen im Saal aus. Erst als um Mitternacht alle in die Kirche hinübergehen, mischen sie sich unter die weiss gekleideten Männer auf der linken Seite.

Die überfüllte Kirche. Um ein Uhr nachts platzt die Kirche aus allen Nähten. Rund tausend Menschen stehen zwischen den Bänken, in den Gängen, auf der Empore, bis nah an den Kreis

der Pfarrer und Diakone heran, die vor den Stufen zum Chor auf Teppichen beten. Auf dem Boden, auf Bänken und in Buggys sind Kinder gebettet. Mit ersten Mienen lauschen die Gläubigen den Gesängen und Trommeln, immer wieder stimmen sie ein, klatschen, trillern, Weihrauch zieht durch die stickige, warme Luft. Da das Kirchenoberhaupt aus Mailand nicht aufgetaucht ist, führen Pfarrer und Diakone hinter einem Vorhang durch den Gottesdienst.

Vorne links in der zweiten Bankreihe steht Mihreteab Teklemariam, Lias Bekannter aus dem Trinitatis-Chor, und singt mit geschlossenen Augen. Seine offenen Hände hält er nach oben vor dem Bauch – die typische Gebetshaltung. Auch er floh vor drei Jahren. In Asmara hatte er das Studium der biomedizinischen Analytik abgeschlossen und war seit einem Jahr im Militär, als sein Bruder, der seit sieben Jahren in der Schweiz lebte, erfolgreich Asyl für ihn beantragte. Mihreteab reiste anders als die meisten Landsleute im Flugzeug. In der Schweiz begann er erst im Selbststudium, dann im Intensivkurs Deutsch zu lernen, ein Jahr besuchte er eine Integrationsklasse an der Kantonsschule Aarau. Jetzt macht er eine Ausbildung zum Lebensmittelpraktiker bei Hero in Lenzburg.

UNSICHERER STATUS. Auch Lia, mit deren Familie sich Mihreteab in der Trinitatis-Gemeinde befreundete, hat den Weg in die Schweizer Gesellschaft gefunden. Sie kam vor acht Jahren mit ihren Eltern und zwei Geschwistern in die Schweiz. Über die Flucht mag sie nicht reden. Ihre Mutter sucht erfolglos eine Stelle als Putzfrau, ihr Vater, der in Eritrea ein Malergeschäft hatte, findet ebenfalls nichts. Seit einem Jahr macht Lia, die Mundart spricht, eine Lehre als Pflegefachfrau an der Fachhochschule Nordwestschweiz. «Wir alle wollen arbeiten und eine Leben aufbauen», hatte Mihreteab beim gemeinsamen Abendessen nach der Chor-

Das Nordkorea Afrikas

Eritrea ist ein weisser Fleck auf der Weltkarte. Abgeschottet von der Aussenwelt, für Journalisten nur sehr schwer zu bereisen, dringen kaum Informationen aus dem Land nach Europa. Sogar die Angaben zur Bevölkerungszahl variieren. Mehrheitlich geht man von fünf Millionen Einwohnerinnen und Einwohnern aus. Davon leben mehr als eine Million Eritreer in der Diaspora. Sie stützen mit der eingetriebenen Zwangssteuer sowie den direkten Überweisungen an Angehörige das ökonomische Überleben des totalitären Staates.

FALSCHES STUDIUM. Eine Studie der dänischen Regierung wollte das Bild vom Nordkorea Afrikas korrigieren. Der Bericht von 2014 behauptet, dass rückkeh-



willigen Deserteuren und Kriegsdienstverweigerern keinesfalls Gefängnis oder Folter drohe. Stefan Frey, Sprecher der Schweizerischen Flüchtlingshilfe (SFH), widerspricht: «Dieses Gefälligkeitsgutachten sollte die härtere Gangart Dänemarks gegenüber Eritreern rechtfertigen.» Einer der Mitautoren des Berichts hat dies auch gegenüber Re-

portern des Schweizer Fernsehens freimütig bestätigt. **ARMEE.** Amnesty und die Menschenrechtskommission der UNO beschreiben hingegen, wie nach dem Schulabschluss automatisch alle Abgänger zum Militärdienst eingezogen werden – oft lebenslang. Untergebracht werden sie in Lagern, nur ein bis zwei Besuche bei der Familie sind

jährlich erlaubt. Diese Umstände führen zu einer völligen Auslöschung der persönlichen Identität. **BEDROHUNG.** Begründet wird die repressive Politik mit dem Ausnahmezustand. Tatsächlich hat sich Eritrea erst 1991 aus den Fängen des grossen Nachbarn nach dreissig Jahren Guerillakrieg befreit. Bereits 1890 war Eritrea als

italienische Kolonie von Äthiopien getrennt. Der äthiopische Kaiser Haile Selassie verblieb das Land seinem Reich 1961 wieder ein. Die Spannungen hielten auch nach dem Frieden an. 1998 eskalierte ein Grenzkonflikt. Allein damals starben 80 000 Soldaten.

AUF DER FLUCHT. Seither regiert Militärdiktator Isaias Aferwerki das Land. Die Perspektivlosigkeit führt zu einem Exodus. Auf 5000 Flüchtlinge schätzt die UNO die Zahl derer, die monatlich das Land verlassen. Aufgrund der gefährlichen Route durch Libyen und den Sinai sowie der riskanten Überfahrt über das Mittelmeer endet für viele die Flucht tödlich. SFH-Sprecher Frey sagt: «Dass die Menschen bereit sind, ihr Leben zu riskieren, beweist doch: Das sind keine Wirtschaftsflüchtlinge, sondern Opfer einer tyrannischen Diktatur.» BU

probe gesagt. «Aber es ist für viele sehr schwer.» Einige seiner Kollegen haben über 200 Bewerbungen verschickt und wurden kein einziges Mal zum Gespräch eingeladen. Weil das Deutsch mangelhaft ist, weil Zertifikate fehlen, die hier sowie noch anerkannt sind, weil der Status «vorläufig aufgenommen» für Arbeitgeber aufwendige Bürokratie bedeutet.

Die Eritreer wollten sich nicht integrieren, wurde in den letzten Wochen in der Medien kolportiert, zu viele seien von der Sozialhilfe abhängig. Die Let-

hargie, in der viele durch Arbeitslosigkeit und Entwurzelung versinken, wurde von ausländerfeindlichen Kreisen mit Faulheit übersetzt. Die Luzerner Kantonsregierung forderte von Bundespräsidentin Simonetta Sommaruga Anfang August, Eritreer nicht mehr als Flüchtlinge anzuerkennen. Ob eine Rückkehr in das ostafrikanische Land zumutbar ist, wird immer wieder diskutiert (siehe Kasten).

91 Prozent der Eritreer, die erwerbsfähig und seit weniger als sechs Jahren in der Schweiz sind, beziehen gemäss dem



Das Frühstück wäre längst bereit, doch sie trommeln weiter: Eritreerinnen am Morgen vor der Kirche

Bundesamt für Migration tatsächlich Sozialhilfe. Doch andere Flüchtlinge haben einen fast ebenso hohen Anteil: Türken 88,7 Prozent, Iraner 84 Prozent, Syrer 86,6 Prozent. Laut der Asylorganisation Zürich normalisiert sich die Sozialhilfequote einer neuen Flüchtlingsgruppe im zweiten Jahrzehnt nach ihrer Ankunft.

Die Eritreer in der Schweiz hatten das Pech, dass der «Blick» letzten Herbst über eine Gemeinde schrieb, die ihre Steuern erhöhen muss, da vier Kinder einer eritreischen Familie im Heim leben. Zwar stellte sich heraus, dass die Zusammenhänge verdreht worden waren, doch das Thema war gesetzt: Die Eritreer stehen seither wiederholt im Zentrum der asylpolitischen Diskussionen.

OHNE JOB UND OHNE NETZ. Das National Coalition Building Institute, wo fünfzehn eritreische Frauen und Männer Landstreife beraten, nennt vier Problemkreise, mit denen Eritreer in der Schweiz kämpfen. Erstens finden sie wegen dem fehlenden Einkommen, dem Namen und der Hautfarbe nur mit Mühe eine Wohnung. Viele leben in Asylunterkünften ohne Privatsphäre, oder in Wohnungen mit überhöhten Mieten. Für Computer und Internet, was sie benötigen würden, um eine günstige Unterkunft oder eine Arbeit zu finden, fehlt das Geld. Das Smartphone ist darum essenziell, es ersetzt Computer, Wörterbuch, Radio. Und Skype ist viel billiger als das Festnetz, um Familie und Bekannte anzurufen.

Zweitens ist Deutsch für Eritreer eine schwierige Sprache. Viele kennen die lateinische Schrift nicht, die Kurse, die sie mit Migranten aus anderen Ländern besuchen, gehen für sie oft zu schnell. Die Gemeinden zeigen sich unterschiedlich grosszügig in der Finanzierung von Sprachkursen, der fehlende Kontakt zur Schweizer Bevölkerung erschwert die sprachliche Praxis. Drittens finden Eritreer nur schwer eine Arbeit. Die meisten wissen zunächst nicht, was ein

Lebenslauf ist, ihre Diplome sind nicht anerkannt, Arbeitszeugnisse haben sie nicht, Berufserfahrung wegen dem Militärdienst auch nicht. Die Mütter von Kindern bleiben daheim, denn Krippen kann sich niemand leisten.

Viertens fehlt das Netzwerk. Nur wenige Eritreer sind schon so lange hier, dass sie sich in der Schweizer Gesellschaft gut zurechtfinden und ihr Wissen den Neankömmlingen weitergeben können. Zudem besteht oft ein Misstrauen zwischen den tendenziell regierungstreuen, länger hier ansässigen Eritreern und den neu Zugewanderten, die der Regierung



kritisch gegenüberstehen. Dieses spielt auch eine Rolle in der Spaltung religiöser Gemeinschaften, die in den letzten Jahren verschiedentlich stattgefunden hat.

TAUFE UM FÜNF UHR MORGENS. Für Lia sind die Alltagssorgen der Menschen um sie herum weit entfernt. Um vier Uhr morgens schläft sie tief in einem Nebenraum der Kirche. Sie sitzt auf einem Stuhl, mit dem Oberkörper liegt sie auf dem Schooss einer Frau neben ihr. Bis

vor einer halben Stunde hielt sie durch, doch dann konnte sie die Augen nicht mehr offenhalten. Von den Trommeln und Gesängen aus der Kirche bekommt sie für einen Moment nichts mehr mit.

Erst als eine Gruppe Menschen in den Raum kommt, einen Tisch in die Mitte zieht und eine blaue Plastikwanne voller Wasser draufstellt, erwacht Lia und beobachtet, wie sieben Mütter mit kunstvollen Frisuren, in denen Perlenketten stecken, auf einer Stuhlreihe vor der Wanne Platz nehmen. In ihren Armen liegen in Decken gewickelt ihre Babys. Eine zweistündige Taufzeremonie be-

zurechtfinden, Halt und ein Zuhause.» Die eritreisch-orthodoxe Gemeinschaft komme nicht nur zum Beten zusammen, sondern auch zum Essen und Austausch. «Wer Deutsch spricht, wird zum Sozialarbeiter: Er muss Dokumente übersetzen, beim Formulieren der Bewerbung helfen, bei Konflikten am Arbeitsplatz beraten.» Religiöse Gemeinschaften spielten darum eine essenzielle Rolle in der Integration von Zuwanderern. Dettwiler wird stets wieder angefragt, weil verzweifelt Räume für die kirchlichen Feste gesucht werden. Immer mehr Eritreer suchen die religiösen Gemeinschaften auf.

«Wir alle wollen arbeiten und ein Leben aufbauen. Doch es ist für viele von uns sehr schwer.»

•••••
MIRETEAB TEKLEMARIAM, 25.
KAM VOR DREI JAHREN IN DIE SCHWEIZ

ABENDEMAHL STATT FRÜHSTÜCK. Während ein Pfarrer Geldspenden von den Eltern der getauften Babys entgegennimmt, beginnt drüben in der Kirche die Feier des Abendmahls. Jene, die stehen, wecken jene, die eingenickt sind. Alle müssen für das Abendmahl wach sein, nur die Kleinsten dürfen weiterschlafen. Es wird gebetet, gesungen, zugehört. Die Menschen befinden sich jetzt wie in Trance, beten mit offenen Händen und halbgeschlossenen Augen. Drei Stunden lang. Erst gegen acht Uhr wird das Brot verteilt, das jeder empfangen darf, der frei von Sünde ist. Es gibt ein dichtes Gedränge, wer die Oblate bekommen hat, drückt sich den Schal vor den Mund, damit kein Krümel verloren geht.

Weitere zwei Stunden später beginnt der Auszug aus der Kirche. Die Chöre stellen sich draussen auf und singen, während die Priester und Diakone an ihnen vorbeiziehen. Die Gläubigen stehen im Kreis um sie herum, klatschen und singen mit. Eine Stunde, zwei. Obwohl das Frühstück im Kirchgemeindesaal bereit steht und Regentropfen vom Himmel fallen, feiern die Eritreer bis kurz vor Mittag auf dem Vorplatz. Ein einziger Dorfbewohner kommt herbei und schaut zu, es ist ein Albaner. Alle anderen blicken nur kurz herüber und gehen weiter.

ginnt, an deren Ende die Kinder nackt bis zum Bauch in die Wanne getaucht werden. Lia geht schon vorher zurück in die Kirche, wo das Abendmahl beginnt.

«Wie bei allen Migrantengruppen kann die religiöse Gemeinschaft eine sehr wichtige Rolle spielen», sagt Peter Dettwiler, der 25 Jahre lang die Fachstelle Ökumene, Mission und Entwicklung in Zürich leitete und das Zentrum für Migrationskirchen aufbaute. «Sie gibt Menschen, die sich hier noch nicht

Europas grösste Minderheit

HILFSPROJEKT/ Die Reformierten in Ungarn setzen sich für die Integration der Roma ein. Eine Reise in drei Kirchgemeinden, die das Heks unterstützt.

Angela, Jennifer oder Hektor – bei den Roma ist es populär, die Kinder nach Berühmtheiten des Showgeschäfts oder der Antike zu taufen. Timea Somogyi trägt aber einen ungarischen Namen. Denn ihre Mutter wollte nicht, dass sie als Roma erkannt wird. Lange hat Timea darunter gelitten, dass die Mutter die eigene Herkunft verleugnet. «Vielen Roma geht es so wie mir.»

Den eigenen Kindern wollte Timea Somogyi diese Erfahrung ersparen. Es brauche ein neues Selbstbewusstsein, sonst würden die Roma ihre Lebensbedingungen nicht verbessern, nicht der Armut und der Diskriminierung, der sie in Ungarn ausgesetzt sind, entfliehen. Nötig sei das Wissen um die eigene Kultur, das oft nicht mehr vorhanden sei.

DIE NEUE MISSION. Timea Somogyi leitet die Roma-Mission im neu erbauten Begegnungszentrum für Roma und Nicht-Roma in Kecskémét. Hier bietet die reformierte Kirchgemeinde für Roma einen Gesundheitsdienst, eine Mütterberatung und eine Spielgruppe sowie Nachhilfunterricht an. Ausserdem gibt es einen freiwilligen Religionsunterricht.

Timea Somogyi hat jetzt alle Hände voll zu tun. Das dreitägige Sommercamp beginnt und nebst den herumspringenden Kindern muss sie sich mit ihrem Helferteam auch um die Gäste kümmern: Der Dorfpfarrer und eine Delegation des Heks sind zu Besuch. Das Hilfswerk der evangelischen Kirchen Schweiz unterstützt Hilfsprojekte der reformierten



Er hat den Sprung in die Oberstufe geschafft: Géza (Dritter von links) mit seiner Familie

halten am ersten Schultag zum ersten Mal einen Bleistift in der Hand. Mit ihrem Mann, Pfarrer Levente Sohajda, gründete Zsuzsanna Samu vor über zehn Jahren das Projekt «Giving a chance» (eine Chance geben).

Roma und Kinder aus schwierigen Verhältnissen finden im Zentrum Halt durch ganzheitliche Förderung und gelebte Gemeinschaft. Das heisst: Jugendliche sowie Helfer und Lehrpersonen arbeiten ausserhalb des Schulunterrichts überall mit, in der Imkerei, in der Landwirtschaft, bei Umbauten oder im Hausdienst. Eingerichtet hat das Pfarrehepaar auch einen Mütter- und Kindertreff.

DIE GITTER SIND WEG. «Schutzhaus» haben die Roma-Kinder in Vilmány die Einrichtung getauft. Hier, wo die Arbeitslosigkeit mit achtzig Prozent so hoch ist wie der Roma-Anteil, grassiert die Kriminalität. Als Sohajda und Samu 2004 ankamen, sagten sie sich: «Entweder wir verbarrickadieren uns, oder wir helfen.» Heute gibt es eine Gemeinschaft von Roma und Nicht-Roma. Das «Schutzhaus» hat keine Gitter mehr vor den Fenstern.

Dritte Reisestation ist Büssü, rund 160 Kilometer südwestlich von Budapest. Pfarrer Csaba Kálmán steht gerade

im Kreise der neuen Kindergärtner. Unter freiem Himmel singen sie Kirchenlieder für die Besucher aus der Schweiz, begleitet vom Gitarrenspiel einiger Vertreter der Roma-Selbstverwaltung. Bis Anfang der Siebzigerjahre gab es im Dorf keine Roma. Sie lebten in Lehmhütten, in den Wäldern ausserhalb des Dorfes. Heute beträgt der Roma-Anteil achtzig Prozent. Ein Drittel der rund 400 Einwohner sind Kinder unter sechzehn Jahren. «Sie sind unsere Zukunft», sagt der Pastor.

FÜR DIE KINDER. Die reformierte Kirchgemeinde betreibt im Ort einen Kindergarten mit knapp vierzig Kindern. Sie werden auf die Grundschule im Nachbardorf vorbereitet, wo sich auch eine Talentschule befindet. Oft landen Roma-Kinder mangels Abklärung zu Unrecht in Sonderschulen, sagt Csaba Kálmán. «Dank unserer frühzeitigen Förderung schaffen es Roma-Kinder immer wieder ans Gandhi-Gymnasium in Pecs, dem ersten von Roma gegründeten Gymnasium Europas», sagt der Pfarrer stolz.

Am Gandhi-Gymnasium holte auch Timea Somogyi die Matura nach – mit Unterstützung der Kirchgemeinde – und studierte dann Soziologie. Zurzeit arbeitet die siebenfache Mutter an einem Kinderbuch mit Geschichten über Roma-Traditionen. **RITA GIANELLI**

Vom Ziel noch weit entfernt

Rund zwölf Millionen Roma leben in Europa, die meisten in Armut. Die Europäische Union erarbeitete 2011 eine Strategie, Roma in die Gesellschaft zu integrieren. Vom Ziel ist man aber noch weit entfernt. Den EU-Mitgliedstaaten fehlt der Wille zur Tat. Die Kirche hingegen, zum Beispiel auch die reformierte Kirche in Ungarn, betont, dass sie sich «ihrer Rolle zu stellen hat, die sie beim Ausschluss der Roma aus der Gesellschaft gespielt hat». Sie unterstützt Projekte für junge Roma.

SPENDEN. PK 80-1115-1, Vermerk Roma Ungarn

«Unser Markt steckt im Wandel»

HILFSPROJEKT/ Seit zwei Monaten ist Andreas Kressler Direktor des kirchlichen Hilfswerks Heks. Der Jurist hat Führungserfahrung, reformierte Wurzeln und keine Angst vor Konflikten.

Was bewog Sie, vom Immobilienmanagement des Stadtkantons Basel in die Entwicklungszusammenarbeit zu wechseln?

ANDREAS KRESSLER: Ich war früher während fünf Jahren für die Herrnhuter Mission in der Entwicklungszusammenarbeit in Tanzania tätig. Damals entstand eine Leidenschaft für Entwicklungsthemen, die mich nie mehr losgelassen hat. Darum ist meine neue Aufgabe ein Traumjob. Auch meine familiäre Situation als Vater von zwei fast erwachsenen Töchtern erlaubt es mir, wieder einer Arbeit ausserhalb meines Wohnorts Basel nachzugehen.

Welche Tätigkeitsfelder des Heks sind Ihnen besonders vertraut?

Ich habe beim Kanton Basel-Stadt verschiedene Kaderfunktionen ausgeübt, in denen Führung, Management und Kommunikation wichtig waren. Dies alles kann ich bei Heks brauchen, das ebenfalls im Fokus der Öffentlichkeit steht.



Andreas Kressler, 51

Der Jurist war zuletzt Geschäftsleiter von Immobilien Stadt-Basel. Er war auch Mitglied der kantonalen Kommission für Entwicklungszusammenarbeit und engagierte sich im Vorstand der Herrnhuter Mission.

Auch mit meiner Wertebasis gibt es viele Berührungspunkte. Ich engagierte mich viele Jahre in einer reformierten Kirchgemeinde und einer sozialen Stiftung für Wohnbegleitung.

Wie haben Sie das Heks in den letzten Jahren als Aussenstehender wahrgenommen?

Unter zwei Aspekten: Heks ist eines der führenden Hilfswerke in der Schweiz. Zugleich ist es das Hilfswerk der evangelischen Kirchen, das eine reiche Tradition und starke kirchliche Wurzeln hat.

Welcher Aspekt ist wichtiger?

Beide sind wichtig. Den Spagat zwischen Tradition und Moderne zu schaffen, ist eine grosse Herausforderung. Der Markt, in dem wir arbeiten, ist einem starken Wandel unterworfen. Es braucht heute eine stärkere Professionalisierung, mehr Transparenz bezüglich der Wirkung der eigenen Arbeit und nicht zuletzt Wachstum. Ich hoffe, dass uns dabei auch die Kirchen unterstützen.

Das Heks polarisiert immer wieder in der Israelfrage. Mit einem Zeitungsinserat dankte es 2012 zum Beispiel der Migros, dass sie Produkte, die aus israelischen Siedlungen in den Palästinensergebieten stammen, extra deklariert. Soll sich ein kirchliches Hilfswerk derart exponieren und unbequem sein?

Ich glaube schon. Heks ist den Bedürftigen verpflichtet. Diesen Auftrag dürfen wir nie aus den Augen verlieren. Wo immer wir uns für Menschen in Not engagieren, können wir mit Interessengruppen in Konflikt geraten – nicht nur in Palästina. Das darf uns aber nicht davon abhalten, unsere Aufgabe wahrzunehmen. Als Hilfswerk brauchen wir diesen Freiraum zum Handeln, wir müssen aber auch sehr verantwortungsvoll damit umgehen. Wir werden wohl auch in Zukunft nicht um Konflikte herumkommen.

INTERVIEW: SABINE SCHÜPBACH

«Roma sind in allen Bereichen des Lebens benachteiligt. Das lässt viele resignieren.»

TIMEA SOMOGYI

Kirchgemeinden zugunsten der Roma im Rahmen der Partnerschaft mit Kirchen, die es in Osteuropa unterhält.

Szenenwechsel: Géza steht mit strahlendem Gesicht im Eingang des «Schutzhauses» in Vilmány im Norden Ungarns. Er hat die Nachholprüfung für den Eintritt in die Oberstufe bestanden. Die anwesenden Mädchen jubeln, Pfarrerinnen Zsuzsanna Samu beglückwünscht ihn mit einer Umarmung. «Solche Momente sind der schönste Dank für unsere Arbeit», sagt sie. Viele Roma-Kinder haben Defizite bei der Einschulung. Manche



ABC DES GLAUBENS/ «reformiert.» buchstabiert Biblisches, Christliches und Kirchliches – für Gläubige, Ungläubige und Abergläubige.

HEILEN

Heil und Heilung rücken wieder zusammen: Zürich hat neu einen Lehrstuhl für «Spiritual Care» an der Theologischen Fakultät. Diese wissenschaftliche Disziplin sucht die Verbindungen zwischen Medizin, Theologie und Spitalseelsorge. Auch die Schulmedizin beginnt sich der Einsicht zu öffnen, dass Menschen ihren Genesungsweg besser bewältigen, wenn ihre religiösen Fragen und Bedürfnisse ernst genommen werden.

Dass Leib und Seele zusammengehören, ist uraltes Wissen. Der griechische Begriff für heilen – therapeuein – bedeu-

tete sowohl der Gottheit dienen und sie verehren als auch Menschen ärztlich behandeln. So verstandenes Heilen zielt auf das umfassende Wohlbefinden. Viele Gebrechen lassen sich nicht einfach sanieren, reparieren oder medikamentös aus der Welt schaffen. Ein Mensch mit einer unheilbaren Krankheit wird zwar nie mehr gesund, er kann aber trotzdem heil sein.

Die Evangelien erzählen, wie Jesus sozial und religiös Ausgegrenzte aus ihrer Isolation herausholte. Zu seinem Heilen gehörte die «metanoia», die Umkehr. Er erlöste die Menschen aus ihrer Gottferne

und brachte sie wieder in Kontakt mit ihrem heilen Kern, mit ihrer «Seele», mit der göttlichen Präsenz in ihrem Innersten. Viele Menschen erlebten dabei, dass sich ihre Beschädigung an Leib und Seele auflöste. Jesu Wirken verstärkte die Hoffnung auf das Heil der Welt – die Hoffnung, dass diese nicht ungerecht, oberflächlich oder asozial bleiben muss. Die Reaktion auf sein heilendes Handeln damals wie heute: «Und sie verwunderten sich.»

Heil und Heilung bleiben Geschenk und Wunder. **MARIANNE VOGEL KOPP**



SPITALSCHIFFE FÜR DIE ÄRMSTEN



**Sie
können helfen!**

www.mercyships.ch
PC 10-17304-3



... nicht vergessen:
am 17. und 18. Oktober mit Mercy Ships

Reformationskollekte 2015

Sonntag, 1. November

Aufruf zur
Reformationskollekte
Protestantische Solidarität
Schweiz



Reformationskollekte 2015 für die Paroisse Réformée du Haut-Lac VS

Für eine Kirche mit Aussicht

Die Gemeinde hat ihrer Kirche die neue Ausrichtung zum Genfersee hin gegeben und ihren Raum erweitert. Die architektonische Massnahme entspricht einer neuen Perspektive.

Der Blick richtet sich nicht nur auf das, was innerhalb der Kirchenmauern geschieht, sondern geht über die eigenen Grenzen hinaus - ein schönes Bild für die protestantische Solidarität, die uns am Herzen liegt und für die wir wieder um eine offene Hand bitten.

Finanzierung

Das Globalbudget beläuft sich auf CHF 1 250 000. Ungefähr CHF 750 000 sind finanziert.

Mit Hilfe der Reformationskollekte hoffen wir einen grossen Teil des Fehlbetrages decken zu können.

Vielen herzlichen Dank für Ihren Beitrag!

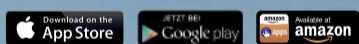
Weitere Informationen unter www.soliprot.ch

Protestantische Solidarität Schweiz
4000 Basel
Konto 40-27467-8

NEU: Alpensterne als App!

Entdecken Sie mit «Alpensterne» ausgesuchte Hotel Tipps in der Schweiz, Österreich, Deutschland und dem Südtirol für Ihre nächsten Wohlfühlferien!

Die App ist zum kostenlosen Download in folgenden Stores erhältlich:



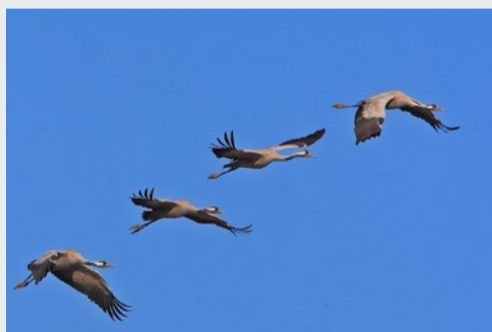
Kostenlose App jetzt
herunterladen!



www.koedia.ch/apps

TERRA SANCTA TOURS Reisen mit wachem Sinn

27. Dezember 2015 - 3. Januar 2016
Von Beerscheba über Jerusalem zum Heiligtum der Kräniche



„Heilige Orte“ - informativ und meditativ, begleitet von Dr. Thomas Staubli, Fribourg

ab CHF 2595 inkl. Flug und Halbpension.

Dieses Reiseangebot richtet sich an alle, die sich zum Jahreswechsel 15/16 im «Heiligen Land» fürs neue Jahr und vielleicht darüber hinaus inspirieren lassen möchten.

Weitere Informationen - und auch weitere Reisen - finden Sie auf unserer Homepage.

TERRA SANCTA TOURS AG
Burgunderstrasse 91
3018 Bern
Telefon 031 991 76 89
info@terra-sancta-tours.ch
www.terra-sancta-tours.ch

Ihre Spende macht Marlènes Leben leichter.



Schweizerische Stiftung für das cerebral gelähmte Kind
www.cerebral.ch

Wir danken dem Verlag für die freundliche Unterstützung dieses Inserates.

Spendenkonto: 80-48-4



Elsbeth Lauber hofft, noch lange «z Bärg» gehen zu können – das ist für sie Weihnachten

Bei jedem Alpabzug hat sie feuchte Augen

PORTRÄT/ Für Elsbeth Lauber ist es nirgends so schön wie auf der Alp. Kraft schöpft sie aus dem Glauben – bei Schicksalsschlägen und im strengen Alltag.

Schon ist Herbst. Graue Wolken hängen an den Gipfeln ob Kandersteg. Auf dem steilen Weg zur Alp versinkt die Welt im Nebel. Eine Herbstzeitlose erhebt sich in zartem Lila über einer gemähten Weide. Feinste Tropfen reihen sich an Spinnweben. Kuhrücken zeichnen da und dort schemenhaft einen Horizont. «Hallo!», schallt es aus der Sennhütte. Elsbeth Lauber steht in der Tür. Heute gibt es nur einen kurzen Händedruck, noch keine Tränen. Die kommen zwei Tage später, wenn die Alpzeit zu Ende geht.

TRAUER IM HERBST. Die «Züglete», der Alpabzug: «Das geht kaum je ohne feuchte Augen», sagt die Sennerin. Und auch nicht ohne Bangen, ob alles gut geht. Anfang September ist es jeweils so weit. Dank vieler Helfer schaffen es die Tiere meist wohlbehalten in die Vorweid, trotz hoher Stufen und rutschiger Stellen: alle achtzehn Kühe, sechs Rinder, zehn Kälber, neun Ziegen, die paar Hühner, Kaninchen und die Katze.

Selbstverständlich ist das nicht. Freud und Leid sind auf Golitschen nah beieinander. «Die Tiere gehören einfach zu uns,

ich fühle mich mit ihnen verbunden.» Wenn eines krank werde oder «es Chueli trolet», abstürzt, «tut das weh». Nicht mehr wohl ist Elsbeth Lauber auch, wenn es in der nahen Steinschlagrunse kracht. Oder im Gewitter: Einmal habe es plötzlich gezischt und geknallt, ein Blitz fuhr nieder. Der Strom fiel aus, Rauch wallte in der Küche. Der Schreck sass tief.

Trotz allem hätte Elsbeth Lauber nie anderswo sein wollen als auf der Alp. Die Frage verwundert sie beinahe. «Wo soll ich hin, wo es schöner ist?» Die Berge würden ihr fehlen. Und mit den Naturgewalten findet sie sich ab. Der Glaube hilft ihr dabei. Sie müsse dazu nicht in die Kirche gehen, sie bete einfach jeden Tag. «Wenn ich Angst habe oder nicht mehr weiss, wie weiter, kann ich das Bündeli Sorgen abgeben. Vom Glauben bekommen wir Kraft, alleine sind wir nichts», ist die Sennerin überzeugt.

Sie glaubt, dass sie sonst ihren schweren Schicksalsschlag vielleicht nicht überstanden hätte. Sieben Kinder bekamen sie und ihr Mann, zweimal Zwillinge. Die jüngsten waren sechs Jahre alt, als ihr Mann einem Herzinfarkt erlag.

Elsbeth Lauber, 64

Die Landwirtin käst seit sechzehn Jahren auf der Alp Golitschen über Kandersteg BE. Jeden Sommer stellt sie etwa 900 Kilogramm Alp- und Ziegenkäse her. Golitschen liegt über jähren Felswänden zwischen 1680 und 2090 Meter, steil und teils steinschlaggefährdet: ein Lebensraum, wie er in der zu Ende gehenden Schöpfungszeit «Sanfte Hügel, raue Gipfel» des Vereins Oeku thematisiert wird.

www.oeku.ch

Viele Worte mag sie darüber nicht verlieren. Es habe einfach weitergehen müssen: «Ich musste für die Kinder da sein. Die älteren haben auch viel beigetragen. Alle um mich haben geholfen.»

GLÜCK IM FRÜHSOMMER. Erst acht Jahre nach dem Tod ihres Mannes begann Elsbeth Lauber, «z Bärg» zu gehen, auf die Alp. Ihr jetziger Lebenspartner war schon vorher auf Golitschen. Seit 2000 ist sie hier Käserin. Und erlebt neben dem Schwierigen auch all das Schöne. Die Sonnenaufgänge. «Oder die Züglete im Frühsommer. Ich bin immer einen Tag früher da. Dann höre ich die Stimmen, die Glocken der Kühe. Ich rufe durchs Fenster hinaus ihre Namen. Das ist Weihnachten. Das ist ein Geschenk.»

Oder wenn die internationalen Pfadfinder von Kandersteg kommen, um zu schauen, wie sie käst: «Sie rufen mich manchmal schon von Weitem. Wir sprechen zwar oft nicht die gleiche Sprache. Aber meine Kinder sagen immer, jetzt kämen wieder Mutters Pfadis.» Erzählt sie davon, scheint es, als gehe in ihr selbst die Sonne auf. **MARIUS SCHÄREN**

GRETCHENFRAGE

PETER ROTH, MUSIKER

«Gott ist wie die Stille, aus der alle Musik kommt»

Wie haben Sies mit der Religion, Herr Roth? Sie ist die Leinwand, auf der sich mein Leben abspielt, und die über mich hinausgeht. Gott ist der Urgrund. Oder die Stille, wie ich es bei einem muslimischen Mystiker gelesen habe. Die Stille ist keine Pause, welche die Musik unterbricht. Vielmehr kommt die Musik aus der Stille und kehrt dahin zurück. Sie ist wie die Leinwand, auf der die Töne erscheinen. Mit diesem Bewusstsein komponiere ich. Der Kompositionsvorgang ist für mich eine wichtige spirituelle Quelle.

Der Komponist macht also lediglich hörbar, was ohnehin schon da ist?

Ich höre Musik und schreibe sie auf. Das ist meine Begabung. Dann machen Menschen und Instrumente – in der elektronischen Musik Maschinen – die Töne hörbar. Im Studium spielte ich Bass und war geprägt vom Free Jazz. Als ich später Kirchenchöre dirigierte, musste ich mich zuerst daran gewöhnen, dass die Musik, die ich aufschreibe, halt nicht so klingt wie bei Miles Davis oder John Coltrane.

Meinen alle Religionen die gleiche Leinwand? Davon bin ich überzeugt. Die Menschen müssten sich weniger die Köpfe einschlagen, würden sie die Leinwand nicht benennen und für sich beanspruchen.

Eine neue Komposition von Ihnen heisst Dankbarkeit: für Sie ein spiritueller Begriff? Dankbarkeit ist die Grundlage von allem. Alles ist eine Gabe, auch mein Atem. Ich leide daran, dass in einer materiell reichen Zeit in unserem Land derart viele undankbare Menschen herumlaufen.

Weltweit sind viele Menschen in einer Situation, in der es schwerfällt, dankbar zu sein. Es geht um unsere Undankbarkeit! Meine Werke handeln immer von der Welt, in der ich lebe. Und das ist eine westliche Konsumkultur, die viel dazu beiträgt, dass viel zu viele Menschen wenig Grund haben, dankbar zu sein. Spiritualität und Widerstand, Mystik und Befreiungstheologie gehören für mich zusammen. Ich beziehe mich da auch stark auf den Reformator Zwingli, der die unmittelbare Beziehung zwischen Gott und dem Menschen betonte und zugleich die Armenspeisung einführte. **INTERVIEW: FELIX REICH**

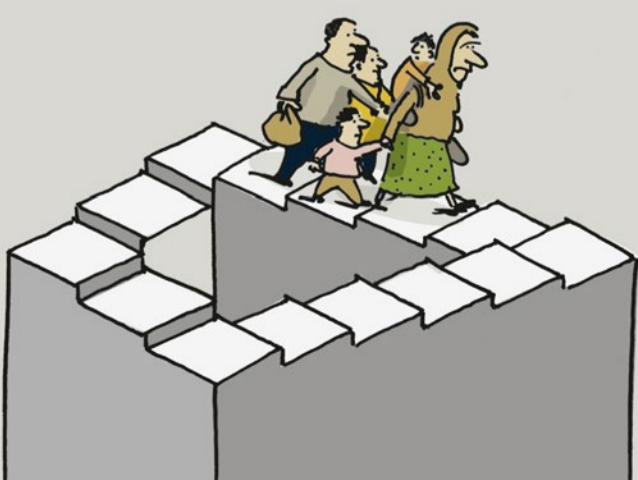


Peter Roth, 71

Der Musiker, Komponist und Chorleiter führt am 26. September «Vertraue und Dankbarkeit» im Zürcher Grossmünster auf. Am 7. November folgt die Oper «Spinnen» im Theater National in Bern.

CHRISTOPH BIEDERMANN

DER ENDLOSE WEG IN SICHERHEIT...



TIPP

BILDSERIE IM NETZ

KIRCHEN ALS TORE IN EINE ANDERE WELT

Der Fotograf Pit Brunner hat für das «reformiert.»-Dossier «Räume des Heiligen» (Ausgabe Juni) das Innere der Kirche St. Arbogast in Winterthur fotografiert. Dieser Auftrag inspirierte ihn zu einer freien Arbeit: Er schuf eine Bildserie von Kirchen zwischen Rhein und Thur, immer von innen aufgenommen und immer aus demselben Blickwinkel vom Eingang nach vorn in den Chor. Dabei ist ein Panoptikum unterschiedlichster Kirchenräume entstanden. Es zeigt die Vielfalt «heiliger Räume»

vom Mittelalter über den sinnenfrohen Barock bis in die sachliche Moderne. Die Bilder richten sich sowohl an Kenner der Fotografie als auch an Liebhaber kirchlicher Architektur. «Ich habe entdeckt, dass es in der realen Geografie eine überlagerte Geografie des Christlichen gibt, bestehend aus einem Netz aus Kirchenräumen, die auf geheimnisvolle Weise Türen in eine andere Welt öffnen», sagt der Fotograf zur Serie. Nun kann man die Kirchen auch bei uns im Internet jederzeit besuchen.

KIRCHEN IM INNERN.
www.reformiert.info/heiligeraeume